Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 54. **Dienstag** den 30. Januar 1894. **88. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 30. Januar.

Wenn die gestern im **Reichstage** bei der Berathung der **Finanzreformvorlage** von dem Abg. Dr. **Lieber** verlesene Erklärung genau so gemeint wäre, wie sie klingt, und überdies die Ansicht der ganzen Centrumsfraction ausdrückte, so würde diese Vorlage, wenigstens für die gegenwärtige Session, als gescheitert angesehen werden müssen. Aber bei der Zerfahrenheit, die jetzt im Centrum herrscht und im preußischen Abgeordnetenhause scharf genug zu Tage getreten ist, wird man die Behauptung, die Centrumsfraction des Reichstags habe die von Herrn Dr. Lieber verlesene Erklärung „einstimmig" beschlossen, nur so zu verstehen haben, daß zu der betreffenden Versammlung sich lediglich Gesinnungsgenossen des Herrn Lieber eingefunden hatten. Und auch die von dieser Versammlung beschlossene Erklärung ist schwerlich ganz wörtlich zu nehmen, sonst würde der Führer der Partei nicht Verweisung der Vorlage an die Commission vorgeschlagen haben. Ueberdies tritt das leitende Blatt der Centrumspartei, die „Germania", dem Gesetzentwurfe, der bekanntlich ein zunächst auf fünf Jahre bemessenes Verhältniß zwischen den Matricularbeiträgen und den Ueberweisungen festlegen will, keineswegs schroff ablehnend gegenüber, sondern macht positive Gegenvorschläge. Die „Germania" ist allerdings der Ansicht, für die Einzelstaaten sei wenig damit gewonnen, daß ihnen für die nächsten fünf Jahre jährlich 40 Millionen aus der Reichscasse zugeführt werden, da das Geld der Bevölkerung der Einzelstaaten erst durch neu aufzulegende Reichssteuern abgewonnen werden müsse. Da sei es doch besser, daß die Einzelstaaten das Geld, welches sie zur Deckung ihrer Ausgaben nöthig hätten, sich durch eigene Steuern beschafften. Andererseits bringt die „Germania" in Vorschlag, dauernd festzustellen, daß die Matricularbeiträge für das Reich die Höhe der Ueberweisungen aus der Reichscasse an die Einzelstaaten nicht übersteigen dürfen, mit anderen Worten, daß das Reich jährlich den Betrag der Matricularbeiträge, der über die Ueberweisungen hinaus zur Deckung der Ausgaben erforderlich ist, durch eigene Reichssteuern decke. Die Frankenstein'sche Klausel, die die „Germania" unter keinen Umständen preisgeben will, bliebe dann unverändert bestehen — wenigstens der Form nach. Wenn es Herrn Miquel lediglich um eine Auseinandersetzung zwischen Reich und Einzelstaaten und nicht um die Beschaffung von vierzig Millionen neuer Reichssteuern, die nach fünf Jahren zur Deckung einer neuen Militairvorlage verwendet werden könnten, zu thun sei, so müsse der obige Vorschlag auch ihm genügen. Praktisch läuft der Vorschlag der „Germania" für das Etatsjahr 1894/95 darauf hinaus, daß an Reichssteuern das Doppelte der Summe zu beschaffen wäre, welche erforderlich ist, um das im Etatsvoranschlag vorhandene Deficit zu decken. Denn die Summe, um welche die Matricularbeiträge im Etat höher sind als die Ueberweisungen, beträgt 64 Millionen Mark, während nach der jetzigen Ordnung des Finanzwesens die Einzelstaaten 6,2 Millionen Mark mehr als im laufenden Jahre erhalten, dagegen um 39,5 Millionen Mark höhere Matricularbeiträge an das Reich abzuführen haben, das factische, durch neue Reichssteuern zu deckende Deficit also nur 33,3 Millionen beträgt. Der Vorschlag der „Germania" ist also entgegenkommender, als die „Erklärung" des Herrn Dr. Lieber und läßt vermuthen, daß der Letztere das letzte Wort für die Commissionsberathung sich aufspart. Das Schlußresultat dieser Berathung hängt freilich ganz wesentlich von dem Verlaufe der Commissionsberathungen über die Stempel-, Tabak- und Weinsteuer ab. Es wäre daher besser gewesen, den Finanzreformplan vorher zu berathen, da er die allgemeine Grundlage der einzelnen Steuervorlagen bildet. Wird sein finanzieller Inhalt ganz oder doch zum größeren Theile hinfällig, so hat er vorläufig keinen rechten praktischen Zweck. Daß der innerlich gesunde Plan damit für immer abgethan sei, glauben wir heute weniger als je.

Daß in der freien **Schweiz** nach dem Vaillant'schen Bombenattentate der Anarchismus keinen Freibrief mehr hat, mußten in ziemlich empfindlicher Weise die Theilnehmer an der am letzten Sonntag von Arbeitern „aller Nationen und aller Parteien" in Zürich veranstalteten Volksversammlung erfahren, die der Revolution in Sicilien und Massa-Carrara ihre Sympathie allzu demonstrativ bezeugte. Das große Wort führte der Hauptsprecher der Deutschen, der Anarchist Bender, der sein Mäthchen an den Ausbeutern des Volkes gehörig kühlte und sich den classischen Satz leistete: „Die italienische Regierung ist eine Spitzbubenbande, wie auch die Regierung anderer Länder eine solche ist." Da Bender auch an dem Sturm auf das italienische Consulat theilgenommen hatte, wurde er nebst vierzehn Anderen verhaftet und sieht öffentlich einer exemplarischen Bestrafung entgegen. Die Schweizer Polizei — ein Theil derselben kam eben vom Begräbniß eines Collegen und griff im Trauerkleid, den Cylinderhut auf dem Kopfe, ein — machte, ihres Lebens selbst nicht sicher, mit dem Gesindel wenig Federlesens, es hagelte Säbelhiebe, und die sich heftig sträubenden Verhafteten mußten durch den Korb gezerrt werden, da sie anders nicht folgten. Charakteristisch ist, daß ein Weib es war, das unablässig die aufrührerische Bande zu neuen Excessen anspornte. Bedauern muß man, daß die ganze Demonstration auf die Hetze deutscher „unabhängiger Socialisten" zurückzuführen ist. Dadrüben drückt ihnen die Hand der wie nirgends sonst disciplinirten Polizei einen Dämpfer auf und sie suchen darum im Auslande ihren Wahnwitz an den Mann zu bringen. Jetzt haben die Schweizer ihnen ad hominem demonstrirt, daß für Raubthiere auch dort Knüttel gewachsen und Säbel geschliffen sind, und daß der Schweizer Bürger eben so wenig wie der amerikanische gewillt ist, durch die anarchistische Propaganda der That sich in seiner Ruhe stören zu lassen. So schreibt die „Neue Züricher Zeitung" zu dem Scandal:

„Die Anarchisten haben bei uns einen Anfang damit gemacht, ihre Theorien aus den Versammlungslookalen auf die Straße zu tragen und das Wort in die That umzusetzen. Damit dürfte die Geduld der Bürgerschaft und der Behörden erschöpft sein, und es wird wohl mit den Rubestörern kurzer Proceß gemacht werden. Wir vertrauen auf die Energie der cantonalen und eidgenössischen Behörden, daß sie diesem ersten Versuch, den Frieden unserer Straßen zu stören, unnachsichtlich ahnden."

Bekanntlich hat sich bereits Bundesanwalt Scheib aus Bern nach Zürich begeben, um die Untersuchung zu leiten, und vom Bundesrath dürfte eine Reihe in Zürich wohnhafter Ausländer, wie Nonnemann, Bender, Otto Wichers, von Gog, wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit ausgewiesen werden.

In **Frankreich** macht die Begriffsverwirrung, die schließlich die einfachsten Gebote des Gesetzes und der Vernunft zu überwuchern droht, immer bedenklichere Fortschritte. Was im Laufe der dritten Republik in dieser Hinsicht Alles möglich geworden ist, lehrt u. A. auch der eben vor dem Schwurgericht des Seinedepartements abgehandelte Proceß gegen den Redacteur Ebarnay, Verfasser des ganz offen den Anarchismus verherrlichenden „Soldatenkatechismus", eines Machwerks, dessen ausgesprochene Tendenz auf systematische Zerstörung aller moralischen Grundlagen der Armee hinausläuft. Und dabei ist der Verfasser dieses Pamphlets, der Alles besudelt, woran das Herz eines ehr und vaterlandliebenden Soldaten hängt, keineswegs ein beliebiges manvais sujet, sondern ein ehemaliger Präfecturrath, Beamter im Ministerium des Innern und gegenwärtig — Reserveofficier in der Artillerie. Der Mann wurde zu sechsmonatiger Gefängnißstrafe und seine Schmähschrift zur Confiscation und Vernichtung verurtheilt; für seine Gesinnungsgenossen innerhalb und außerhalb der Armee aber wird er zum „Märtyrer" und für die Fortsetzung des von ihm begonnenen Werkes werden Letztere schon Sorge tragen. Es ist eben, wie wir wiederholt hervorzuheben Gelegenheit hatten, weiten Kreisen der französischen Nation das Verständniß für Gesetzlichkeit und Ordnung so vollständig abhanden gekommen, daß sie mit ihren gegenseitigen Gesinnungen noch geradezu paradiren. Wie hätte es sonst der Quästor des Palais Bourbon fertig bringen können, dem Communisten Thivrier, der trotz der Aufforderung, die Deputirtenkammer zu verlassen, durch bewaffnete Hand hatte hinaus gebracht werden müssen, beim Austritt aus dem Hause der Volksvertretung, deren Würde er soeben mit Füßen getreten, cordial die Hand zu drücken? Nur rücksichtslose Strenge und eiserne Disciplin kann den Fortschritten des Uebels vielleicht noch Einhalt thun, vielleicht auch nicht.

Die Nachricht, daß General Dodds als neuen König von **Dahomey** den Bruder Behanzin's ausgerufen hat, erregt in Paris ziemlich großes Aufsehen. Man findet allgemein, daß Frankreich, um zu einem solchen Ergebnisse zu gelangen, nicht eine große Zahl tapferer Soldaten und Millionen hätte zu opfern brauchen, und ist recht verstimmt darüber, daß General Dodds, der sich bis jetzt als der große Sieger und Unterwerfer von Dahomey feiern ließ, sich damit begnügt, Behanzin durch seinen Bruder zu ersetzen, der am Ende vielleicht auch nicht viel besser ist, als der bisherige König. Auch in den amtlichen französischen Kreisen ist man von diesem Schritte des Generals, der bekanntlich unbeschränkte Vollmacht hatte, nichts weniger als erbaut. Man findet es geradezu lächerlich, daß Dodds Abomey, das hundert Kilometer von der Küste entfernt liegt, wieder zur Residenz des neuen Königreichs, das man allgemein als abgethan betrachtete, erhoben hat. Der General Dodds hat sich bei seiner Abmachung mit dem neuen König von Dahomey nur ausbedungen, in Abomey einen starken militairischen Posten zur Unterstützung des französischen Residenten zu unterhalten. Auch das wird in Paris nicht gebilligt, da eine solche Besatzung sehr viel Geld kosten wird und man ebenso gut den Sitz der neuen Regierung nach Allada hätte verlegen können, das von der Küste vollständig beherrscht wird. Die Verstimmung in Paris ist um so begreiflicher, als General Dodds nun schon seit Jahresfrist in Dahomey fortwährend „siegt", ohne die Angelegenheit eigentlich recht vom Flecke zu bringen, und man sagt sich jetzt, daß man doch vielleicht besser daran gethan hätte, mit den zu Winteranfang in Paris eingetroffenen Gesandten Behanzin's zu unterhandeln, als sie frierend von Thür zu Thür zu schicken. Gegenwärtig ist Madagaskar, wo bedeutende französische Interessen auf dem Spiele stehen, das Losungswort, und auch Timbuktus wegen hat man den Kopf voll, so daß man es für hoch an der Zeit hält, mit dem kostspeligen Dahomey endlich zu Ende zu kommen. Man hatte sich schon so kindisch darauf gefreut, den russischen Gästen den König Behanzin, den „Haifisch" und „Menschenfresser", gefesselt vorführen zu können, und gewisse Kreise trugen sich schon mit dem Gedanken, Oberst Dodds, den „Helden" von Dahomey, in die Fußtapfen Boulanger's treten zu sehen, und nun — ist die ganze Dahomeyfrage daran, abermals zu versumpfen!

Die längst und zwar mit einer gewissen Spannung erwartete, nunmehr in Form einer Meßrede des Papstes erschienene Kundgebung des **Vaticans** über die Lage in Italien hat in jeder Beziehung enttäuscht. Von einer eindringlichen Ermahnung an die Aufrührer, zur gesetzlichen Ordnung zurückzukehren, ist darin nichts zu finden; zum Glück für Italien bedurfte es solcher Mahnung vom päpstlichen Stuhle her überhaupt nicht mehr, da Crispi, Morra di Lavriano und Heusch den Sturm bereits vorher reichlichst hatten. So kommt die ganze Action, die, rechtzeitig in Angriff genommen, vielleicht mit dazu hätte beitragen können, die hochgehenden Wogen der Leidenschaft zu beruhigen, um Monate zu spät. Die Papstrede läuft überhaupt auf eine „Fructificirung" der unerfreulichen Lage Italiens zu Gunsten der Kirche hinaus, die als allein im Besitz des Wunderheilmittels für sociales Elend befindlich hingestellt wird. „Es frochtet nichts", sagt der Papst, „zu verhehlen, daß der vorsätzlich herbeigeführte religiöse Ruin den Weg zum sittlichen und materiellen Verfall öffnet. Nicht allein die Gerechtigkeit, sondern auch der politische Verstand lassen es räthlich erscheinen, den verfehlten Weg zu verlassen, die Würde der Religion der Vorfahren wieder herzustellen und sich mit Vertrauen und ohne Argwohn demjenigen zu nähern, der von Gott das Großmeisteramt der Religion übertragen erhielt, denn die Worte des Lebens, die der Papst besitzt, haben auch die Kraft, das sterbliche Leben glücklich zu gestalten." Nun, vorläufig ist die Cardinalfrage die, wie die Finanzen Italiens zu sanieren sind, ob aber eine Rückgabe Roms an den heiligen Stuhl, denn auf diese spielt der Papst an, im Stande wäre, den Heilungsproceß einzuleiten, bleibt doch sehr fraglich. Wie blutige Selbstironie klingt der freilich ganz ernst gemeinte Satz, daß Rom sich im Gegensatz zur jetzigen Zeit ehemals, das heißt natürlich zur Zeit der Papstherrschaft, eines gesicherten Wohlergehens erfreut habe. Der Bischof von Rom sollte doch nicht vergessen, daß noch Zehntausende unter den Lebenden weilen, die von dem „gesicherten Wohlergehen" Roms vor dem 20. September 1870 fürchterliches Zeugniß abzulegen vermöchten. Auffallend ist die Wendung, daß, während im übrigen Italien wieder Ruhe und Ordnung einzukehren beginnt, in der Papstrede behauptet wird: „Unterdessen aber leidet Rom . . . ." Es ist officiell mit besonderem Nachdruck wiederholt betont worden, daß der Geist des Aufruhrs bis jetzt von der Romagna und der Hauptstadt Italiens ferngeblieben sei, und die Thatsachen haben diese Behauptung nicht dementirt. Wenn jetzt die Einwohnerschaft Roms, die sich bisher zufrieden gezeigt, aus dem Munde des „heiligen Vaters" erfährt, sie erfreue sich keines sicheren Wohlergehens, so ist das keine Mahnung zum Frieden, wie man sie von dieser Stelle erwarten sollte, sondern eher das Gegentheil.

In den **Vereinigten Staaten** begegnet man ziemlich allgemein der Ansicht, daß es zu einem ernsten Conflicte zwischen dem Präsidenten Cleveland und dem Bundes-Senate kommen werde, denn das Ersteren Reformideen gefallen den Senatoren nicht, die sich als die eigentlichen Regenten des Landes, den Präsidenten aber nur als das Werkzeug zur Ausführung ihrer Wünsche betrachten. Der Senat hat die Mehrzahl wichtiger Ernennungen Cleveland's unbestätigt liegen gelassen, er macht großen Lärm wegen der Hawaii-Angelegenheit und wird auch sicher die Tarifvorlage so abändern, daß ihr Zweck verloren geht, oder sie gar ablehnen. Leider steht es mit der Gesundheit des Herrn Cleveland nicht mehr so gut wie früher, und darunter leidet auch seine Energie. Ein Sieg desselben über seine Widersacher ist

---

Feuilleton.

Ellida Silström.

2] Roman von H. Palmé-Patsen.

Nachdruck verboten.

„Ah, nun kann ich mich orientiren. Unsere erste Tänzerin ist eine Schwedin, ja, ja."

Er sann nach. „Heißt sie nicht Silström?"

„Ich glaube, das ist ihr Name."

„Ich erinnere mich jetzt genauer, sie ist erst auf Probe engagirt. Es soll sich erst zeigen, ob sie hier gefällt. Ueber ihre Vergangenheit, ihre Person, ihren Charakter weiß ich nichts, kann aber Erkundigungen darüber einziehen."

„Wenn Du sie veranlassen, hereinlassen könntest" — bemerkte der Professor nachmals.

Der Intendant zuckte mit den Achseln.

„Da wird sich nichts machen lassen. Versuchen will ich es gern. Es scheint mir unpraktisch, so weit vom Theater entfernt zu wohnen."

„Nicht wahr?" fiel der Andere ein. „Willst Du schon gleich Rücksprache nehmen? Sie wird gewiß zu Hause und zu sprechen sein."

Der Intendant schüttelte lächelnd den Kopf. „Daß sie für mich zu sprechen ist", betonte er lächelnd, „das bezweifle ich nicht, privatim habe ich indessen nichts mit solchen Damen zu thun, erledige derartige Angelegenheiten in meinem Bureau im Theater. Es soll morgen schon geschehen."

Dabei zog er ein Notizbuch aus seiner Tasche, kritzelte einige Worte hinein, und somit war die Sache abgethan. Man redete von anderen, zuletzt von meist wissenschaftlichen Dingen. Der Intendant hörte den Professor Delponte, mit dem er seine schönsten Jugendjahre, die Studienzeit, verlebt, gern von seinen Interessen reden. Die begeisterte Liebe zur Natur und deren Wissenschaft kehrte in solchem Moment das innerste Wesen dieses sonst schweigsamen, still für sich lebenden Naturforschers heraus, dessen Person von nur Wenigen gekannt war, obgleich seine in die Welt gesandten, geistvollen, vielgelesenen Schriften in den Gelehrtenkreisen besondere Beachtung und höchste Anerkennung gefunden. In solch' seltener, traulicher Stunde des Zusammenseins, wie diese, da beschwingte sich förmlich sein Mund, da glänzten die blauen, kindlich frohblickenden Augen, und es trat in frischer, wohlthuender Weise sein ideales Denken hervor. Das erschien dem erfahrenen Weltmanne, dem sich der Materialismus, die Hohlheit und Halbheit der modernen Gesellschaft täglich aufdrang, wie ein Trunk aus klarem Quell in der oft erstickenden Atmosphäre seines Berufes.

2. Capitel.

Sie besaß die Leichtigkeit eines Vogels, ihr Gehen konnte man Schweben nennen, es schien, als hätten die Füße, diese kleinen, zierlichen Füße Ellida Silström's überhaupt kein Gewicht zu tragen, als könnten sie beim Hintreten keinen Halm und keine Blume knicken, als wären sie einzig nur zur Vervollständigung des feinen Gliederbaues eines unendlich lieblichen Menschenkindes geschaffen. Ein Maler hätte sich für die Gestalt einer Bajadere kein edleres Körpermaß ersinnen, keinen vollkommeneren Körper wünschen können, als dieses Mädchens zarte, biegsame Glieder. Aber den Kopf — hätte er ihr nicht gegeben, vielleicht die Linien, denn Stirn und Nase gaben vereint mit den sprechenden, leicht getheilten Lippen und dem wunderschön geformten, zart abgerundeten Kinn ein reines Profil, aber den Ausdruck gewiß nicht. Seelenschönheit steht über der körperlichen. Hier war weder die übersprudelnde, an Keckheit streifende Lebenslust, noch der siegesgewisse, zündende, selbstbewußte und selbstgefällige Blick einer lächelnden, tanzenden Bajadere zu finden. Hier hatte die wundersame Bildnerin Natur mit ihrem feinsten Griffel ganz andere Zeichen niedergeschrieben. Der Schmelz der Unschuld, ein Hauch von Poesie vermag ja selbst unvollkommenen Gestalten Anmuth zu verleihen, wie viel mehr einem Geschöpfe, das trotz einiger kleiner Mängel beinahe schön zu nennen war. Man vergaß diese über dem verklärenden Schimmer, den eine sanfte, heitere Seele, ein klarbewußter Wille über dieses Angesicht ausgoß. Ein kritischer Künstlerblick hätte vielleicht die Stirn ein wenig zu hoch gefunden, die sichtbar wurde, wenn der Wind einmal mit dem welligen Blondhaar spielte, und die paar Sommersprossen, die sich keck auf den Rücken der geraden Nase gesetzt, monirt. Auch die Augen mit dem ungewöhnlich klaren Weiß wären solchem Mäkler vielleicht nicht groß genug erschienen, denn sie drückten sich in einer Angewohnheit leicht zusammmen und die dichten, bräunlichen Wimpern verdeckten sie auch ein ganzes Theil. Blickte dieses Auge aber aufwärts, wer dachte da noch an das Eine oder Andere, wer entzückte sich nicht an der innerlichen Sprache des so schönen Blickes!

So war denn Ellida Silström für den Geschmack des Einen kaum beachtenswerth, für den Anderen eine liebliche Schönheit. Sie selbst aber dachte am allerwenigsten an den Eindruck, den ihre Person hervorrief. Sie war eine Blume, die der Wind aus fernem Lande herübergetragen in ein fremdes Erdreich, eine Blume, die keine andere Bestimmung kannte, als zu wachsen und zu blühen, einzig zur Freude der Menschheit. Was war sie und was wollte sie?

Sie stand einer alten, sie kühl musternden Dame gegenüber in dem pomphaft ausgestatteten Gemache eines jener vornehmen Herrenhäuser, die inmitten mehrerer Güter unfern der Residenz die einsame Gegend belebten.

Draußen wartete der Miethswagen, der sie hierher gebracht. „Und Sie wünschen?" fragte die Dame in einem Tone, der so viel hieß als: eile Dich, ich habe nicht viel Gewalt!

„Gnädige Frau", antwortete das Mädchen in gebrochenem, doch ziemlich fließendem Deutsch, „mit ein Paar Worten ist das, weshalb ich gekommen, nicht zu sagen. Eine Mission führt mich zu Ihnen."

Die alte Dame zuckte die Achseln und sah sehr gelangweilt drein.

„Ich weiß nicht", fuhr das junge Mädchen bescheiden fort, sie hatte den ihr angebotenen Platz nicht angenommen, da die Dame des Hauses vor ihr stehen geblieben war, „ob Sie der Name, der mit meinem Auftrag in Verbindung steht, erschrecken oder erfreuen wird."

Die Dame zuckte leicht zusammen. Sie hatte ein kaltes Gesicht mit ganz schmalen, blinzelnden Augen, die kurzsichtig zu sein schienen, denn sie zog die Lorgnette hervor und blickte sich die Sprechende nun erst genauer an. Eine zuckende Bewegung flog von Neuem über ihr Antlitz, dann versteinerte es sich gleichsam.

„Ich wüßte keinen Namen, der mich erschrecken könnte," sagte sie und ging langsam dem Fenster zu, dort sich umwendend, im Schatten desselben stehen bleibend, „kommen Sie doch zur Sache, Fräulein."

Das klang kalt und hochmüthig, und stimmte den Muth des Mädchens ein wenig herab. Bewegt und etwas unsicher sagte es: „Ach, gnädige Frau, wie fange ich es an, in meinem mangelhaften Deutsch das rechte Wort für eine gute Sache zu finden." Ihre Augen richteten sich ängstlich auf den buntbemusterten Teppich zu Füßen, denn der Anblick der eisig dastehenden Frau verwirrte sie. „Ich besitze eine alte Freundin und Wohlthäterin in Stockholm, diese ist es, die mich zu Ihnen hierher geschickt hat."

„Ah," machte die Dame, „warum so viele Worte — Sie wünschen eine Unterstützung. Es soll mir nicht darauf ankommen, wenngleich Sie und auch die Genannte mir ganz unbekannt sind. Indessen —"

„Gnädige Frau —", das junge Mädchen verstummte unter glühendem Roth, sammelte sich dann wieder und sagte schnell: „Darum handelt es sich nicht, nicht um Almosen, o, nein — ich soll um Liebe, um Erbarmen bitten."

„Sie sprechen in Räthseln", warf die Dame scheinbar gleichgiltig hin, aber ihre Kniee fingen an zu zittern und die hagere, blutleere Hand ordnete nervös unruhig etwas am Anzug.

„Meine Person kommt hier nicht in Betracht, gnädige Frau, ich kenne nicht einmal die Arme, der ich das Wort reden soll. Es ist ein junges Mädchen, eine Waise, eine Ihnen sehr nahe stehende Person, die heimathlos geworden ist. Ach, gnädige Frau, nehmen Sie das arme Mädchen an ihr Herz, in den Schooß Ihrer Familie auf, wohin es gehört."

Diese einfachen, innig gesprochenen Worte übten eine furchtbare Wirkung auf die Dame des Hauses aus. Aber sie war Hofdame gewesen und daher Meisterin in der Beherrschung ihrer Gefühle. Kalt, unnahbar blieb sie stehen. Nur die wachsgelbe Farbe ihres Gesichtes, der kurze Athem verriethen ihre Betroffenheit.

„Wie heißt Ihre Wohlthäterin?" fragte sie, den Faden des Gespräches scharf abschneidend.

„Ellida Silström, wie ich."

„Wo wohnt sie, was ist sie?" fragte sie weiter.

„Frau Silström lebt in Stockholm, sie ist alt und kränklich geworden, einst aber war sie eine große, gefeierte Schauspielerin."

„Ah", machte die Dame mit einer verächtlichen Lippenbewegung. „Was war denn ihr Mann?"

„Balletmeister am königlichen Theater, er ist jetzt todt."

„Und Sie —" die blinzelnden Augen der Dame richteten sich durchbohrend auf die Sprecherin — „sind Sie etwa auch Schauspielerin?"

„Nein — ich bin — ich bin noch nichts — ich bin das verhätschelte Pflegekind der beiden Alten."

„Und haben seit Jahren das Gnadenbrod derselben gegessen, ohne sich ihnen verdient machen zu können, nicht wahr?"

Der tief verletzende Ton aller dieser Fragen jagte immer von Neuem brennendes Roth in die Wangen des Mädchens. Der Stolz bäumte sich in ihr auf. War sie hierher gekommen, um für sich etwas zu erbitten, oder um Rechenschaft über ihr